



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT
4848
R5H3

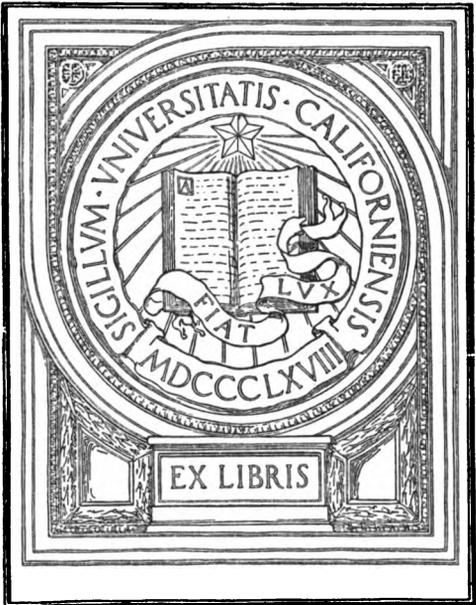
UC-NRLF



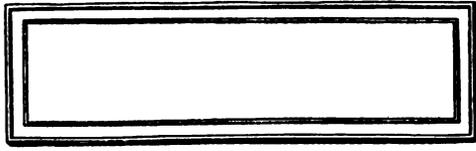
QB 485 202

Otto Bremer
24. 11. 11.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·



EX LIBRIS



Fritz Reuters
:: Religion. ::

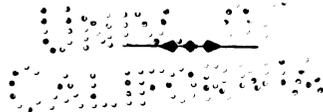
Ein Gedenkblatt

zum

100 jährigen Geburtstage des Dichters.

Von

Lic. Dr. J. R. Hanne
Pastor emer. in Hamburg.



Wismar i. M.
Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.
1910.

PT4848
R5H3

BREMER

TO THE
AMERICAN



Um kommenden 7. November werden's hundert Jahre, daß Fritz Reuter geboren wurde. Diesen Tag zu feiern, dieses Mannes liebend und dankend zu gedenken, ist eine unverbrüchliche Pflicht nicht nur seiner Mecklenburgischen Landsleute oder Norddeutschlands, sondern unsers ganzen Vaterlandes. Gehört doch Fritz Reuter zu den edelsten Geistern und größten Dichtern des vergangenen Jahrhunderts. Seinen Werken ist schon längst ein Ehrenplatz dicht neben denen unserer Klassiker zuerteilt. Ihr köstlicher Humor, ihr idealer Gehalt, ihre sittliche Reinheit, und das alles dargeboten in künstlerischer Vollendung der eigenartigen Form, haben ihnen die Herzen weit und breit im Norden wie im Süden gewonnen. Fritz Reuters Name gehört zu den populärsten überall wo Deutsche leben. Er wird, wenn hunderte von nach ihm erstandenen Tagesgrößen längst vergessen sind, in hohen Ehren bleiben, zumal bei allen, die echt deutsches Wesen und heilige ideale Gesinnung zu den höchsten Gütern des Daseins zählen.

Ideale Gesinnung, — eine solche, die das Menschenleben für etwas mehr ansieht als Essen und Trinken und Sinnen- genuß, die höheres kennt als reich werden, und auf andere, die man überflügelt hat, herabsehen; ideale Gesinnung, die für Wahrheit und Recht und Vaterland glüht, und die Menschen- kinder liebt, ob sie noch so gering an Stand und Geltung sind, und ihnen seine Liebe in Wort und Tat erweist; ideale Ge- sinnung, die auch unerschuldeter schweres Leiden ohne Ver- zweiflung trägt und ohne Verbitterung überwindet: — das war bei Fritz Reuter seines Wesens Kern. Darum haben viele der edelsten seiner Zeitgenossen ihm ihre Freundschaft gewidmet, darum haben Große und Geringe, vom Fürsten Bismarck bis zum

wandernden Handwerksburschen*) herab, an seinen Werken innige Freude gehabt. Als er starb, hat sein eben erst einig und groß gewürdetes, von ihm heiliggeliebtes deutsches Vaterland, durch alle Risse mit ihm von Herzen getrauert. Adolf Wilbrandt in seiner kurzen Biographie des Dichters (in Reuters Sämtlichen Werken, Band XIV, 1, S. 96) schreibt über ihn die schönen Worte: „Seine Dichtungen, seine Briefe, seine Freunde, seine Taten, alles sagt und bezeugt, daß er ein wahrhaft guter, reiner Mensch war. Und so werden denn auch unsere Kinder und Kindeskinde nicht aufhören, ihn und sein aus ihm nachgeschaffenes zweites Ich, seine Werke zu lieben.“

Eins der wertvollsten Stücke aus dem idealen Schätze dieses Mannes und Dichters ist seine Religion. Sie hat seinem Leben und seinen Werken eine Weihe verliehen, die jedes Christenherz mit Ehrfurcht erfüllen muß. Sie offenbart sich, besonders in den größeren Dichtungen, auf mancherlei Weise. Aber niemals gesucht, niemals berechnet, niemals aufdringlich. Seine höchsten Heiligtümer stellt ein edler Mensch nicht prunkend zur Schau. Und doch, wer ein kostbares Gut sein eigen nennt, der kann nicht umhin, auch andern den Mitgenuß solches Schatzes zu gönnen, und der verrät manches Mal die Freude an seinem Besitz ganz unwillkürlich. So war's bei Fritz Reuter. Seine Religion war ihm keine tote Habe, sondern ein lebendiger Quell, der seinen Idealismus befruchtete und gedeihen ließ. Um diesen Mann als Menschen wie als Dichter voll zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß er ein frommer, ein in Wahrheit frommer Christ war, der sein Christentum auch seinen Dichtungen mit inniger Liebe eingehaucht hat.

„Mein Gott, Bräsig! Ich habe Sie immer für einen gräßlichen Heiden gehalten; Sie sind am Ende gar ein Christ!“ So fährt's der kleinen Frau Pastorin Behrens in der Stromtid heraus, als sie einmal einen unerwarteten Blick in das fromme Herz des ebenso trefflichen wie kuriosen „immeriten Entspekters“

*) Paul Warncke, Fritz Reuter, 2. Aufl., 1906, S. 300. „Ens lagg up dat Graww (Reuters) en lütten einfachen, gräunen Kranz mit en Zettel doran, up den stunn schrewen:

En armen Handwartsburschen is hir wesen,
Dei hett Dinen Hanne Nüte lesen.“

tut. Es wäre zu wünschen, daß auch die sich dies Bekenntnis aneigneten, die unsern Dichter, sei es aus Vorurteil, sei es aus Unbekanntschaft, oder gar aus religiöser Engherzigkeit, ebenso wie die Frau Pastorin sein etwas karikiertes Nachbild Zacharias Bräsig, vordem unterschätzt hatten. Dazu gehört freilich Liebe und Gerechtigkeit. Den strengen Buchstabengläubigen, und solchen, die über dem Splitter im Auge des Nächsten den Balken im eigenen Auge vergessen, gilt Fritz Reuter für einen verlorenen Menschen, weil er ja, wie sie meinen, den „rechten Glauben“ nicht besessen habe, und weil er, bei allem Talent, ein heilloser und unverbesserlicher — Trinker gewesen sei. Mit Achselzucken wenden sie sich von ihm ab. Ist ihm doch auch bisher der kirchliche Stempel „christlich“ von keiner hohen Behörde aufgedrückt worden. Ja, „glaubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn?“ (Joh. 7, 48.) Das sagten sie einst von dem Meister, das gilt auch heute noch von manchem seiner Jünger.

Von Fritz Reuters Glauben sollen die folgenden Blätter eingehender reden. Auf seinem Leben aber liegt — das ist bekannt — als dunkler Schatten die Tatsache, daß er in vierteljährlichen oder auch einmal noch längeren Zwischenräumen plötzlich vom Dämon des Trunkes ergriffen wurde, und ihm dann als hilfloses Opfer anheimfiel; nie freilich in Gesellschaft fröhlicher Menschen und öffentlich, sondern in tiefer Verborgenheit im eigenen Hause. Was sollen wir dazu sagen? Nichts anderes, meine ich, als was sein Stadenhagener Arzt Dr. Liebmann, der ihn aufs genaueste kannte, gesagt hat: Diese periodische Trunksucht war eine Krankheit, eine bitterböse Krankheit! Verschuldet hatte sie an dem Gefangenen Fritz Reuter die unsinnige, lieblose, unchristliche Mißhandlung, die der preussische Staat über ihn und hunderte von Leidensgenossen, als angebliche Revolutionäre und präsumtive Königsmörder verhängte (vgl. Paul Warnke, a. a. O. S. 48 ff.). Ernste und, wie ich meine, die Sache erledigende Worte sind's, die Adolf Wilbrandt über jene Krankheit unsers Dichters geschrieben hat. Sie lauten (a. a. O. S. 30 f.): „Man hielt und hält Fritz Reuter hier und da — wie drück' ich es am treffendsten aus — für einen Trinker gleichsam von Profession; man hielt und hält ihm gleichsam aus Gnade, um seiner Dichtungen willen, diesen Matel zu Gute.

Es liegt in dem sittlichen Drang, aber auch in der Erbärmlichkeit der menschlichen Natur, daß wir so oft, wo tiefstes Mitleid mit einem wehvollen Abel uns ergreifen sollte, mit leichtfertiger, unwissender oder hämischer Verurteilung Das zur Schuld des einzelnen Menschen machen, was eine schmerzliche Folge der gebrechlichen Welteinrichtung ist. Fritz Reuter, ein Mensch von urkräftiger, auf kraftvolle Nahrung angewiesener und an sie gewöhnter Konstitution, nun im Kerker Jahre lang schmaler Kost, harten Entbehrungen preisgegeben, dazu durch die Trübsal geschwächt, suchte endlich sein Elend durch aufheiternde Getränke zu betäuben, — und traf damit die wunde Stelle, die jene schwächenden Leiden in seinen Organen vorbereitet hatten. Eine „Neurose“, eine krankhafte Verstimmung der Nerven des Magens und der Speiseröhre bildete sich aus; ein Abel, das, rein physischer Natur wie es ist, wohl zu Zeiten durch erhöhten Gemütszustand günstig beeinflusst, aber durch keine moralische Macht, keinen Vorsatz des „Willens“ aus den Organen wieder hinausgeschafft werden kann. Was ist die Folge dieser örtlichen Neurose? Daß sie dauernd oder — wie bei Fritz Reuter — periodisch eine offenbar von der Naturheilkraft geforderte, daher unüberwindliche Begierde nach jenem spirituellen Reiz erzeugt; eine Begierde, die nicht eher gestillt wird, als bis mit Erbrechen und Stel die qualvolle, aber rettende Krisis erfolgt.“

Gewiß, wäre Reuter von so übermenschlich starkem Charakter gewesen, wie mancher ihn zu besitzen sich selbst einbilden mag, so hätte er natürlich auch der schwersten Versuchung, nach einem Betäubungsmittel zu greifen, während der Festungszeit siegreich widerstanden. Aber er war ein junger, unerfahrener, lebensfroher Student von Fleisch und Blut, als er der Freiheit beraubt und einer trost- und hoffnungslosen Zukunft preisgegeben ward. Was das besagen will, male sich ein jeder, der ihn anlagen möchte, einmal lebendig vor Augen! Wer dann dabei beharrt: ich hätte widerstanden! der ist um seiner Selbstschätzung willen beneidenswert. Fritz Reuter ist der langen und schweren körperlichen und seelischen Mißhandlung erlegen, und hat die furchtbaren Konsequenzen sein Leben hindurch tragen müssen. Und er hat sich obenein seine Krankheit stets als sittliche Schuld

angerechnet, er hat außs schwerste unter ihr gelitten, er hat, wie Paul Warncke (a. a. O. S. 49) bezeugt: „ümmer un ümmer wedder sid wehrt gegen den gruglichen Find in sid, gegen de Sucht un de Gir nah dat Drinken, dei von de Festungstid her sin ganzes Lewen hendörch em nich mihr loslet, wenn sei em of männigmal dörch söß, säben, enß gor dörch nägen Manden nich ankem.“ In tiefster Demut hat er deswegen vor seinem Gott, und vor seiner treuesten Freundin, seiner Gattin, die trotz vorheriger genauer Kenntniß seiner Krankheit sich ihm zu eigen gegeben hatte, und die ihm stets außs tapferste beistand, sich oft genug angeklagt. In solcher Gemütsverfassung dichtete er für sich eine Grabschrift, die jedem, der sie liest, ein Gefühl tiefen Mitleides und zugleich hoher Achtung einflößen muß. Sie lautet:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrte ich im Dunkeln, und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist Dein Haus.“

Hat denn Friß Reuter, wie alle wahrhaft frommen Menschen, was ihm als nur seine Schuld erschien, nicht leicht genommen, so haben wir umso weniger Veranlassung, durch seine traurige Krankheit uns sein edles Bild verdunkeln oder gar verderben zu lassen, zumal da weder seine Sittenreinheit, noch seine Menschenliebe, noch seine Gottesfurcht durch sie Einbuße erlitten haben.

Friß Reuter war bis an sein Ende ein Mann von echter und tiefer Religiosität. Das spiegelt sich in allen Hauptpersonen seiner großen Dichtungen wider: sie sind christlich-fromme Charaktere, jene Hawermann und Bräsig, Konrektor Apinus, der alte Jahn, Tante Line usw. Der Geist, der aus ihnen spricht, ist des Dichters eigener Geist. Seine Welt- und Lebensanschauung prägt sich in diesen Gestalten aus. Wie er den würdigen Amtshauptmann Weber schildert, so war er selber: „up sin breide Stiern stunn schreben, un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: „„Kein Menschenfurcht, woll äwer Gottsfurcht!““ Un hei was en Kirtl up en Plaz.“ (Franzoesentid, Kap. 1.) Der Glaube, dem Tante Line gegenüber dem vergrämten alten Jahn Ausdruck gibt, war sein Glaube: „sei wiste em ut ehr eigen Lewen nah, wo en ihrlich Gottvertrugen sid endlich lohnen

ded, sei rücdte em lif' vör den Sinn un läd't em an't Hart, wat unſ' Herrgott em all laten habbd.“ (Reiſ' nah Konſt., Kap. 12.) Der feſte Grund, auf welchem Konrektor Apinuſ ſein Leben gebaut hatte „Arbeit un Gottvertrugen“, war der gleiche, auf welchem der Dichter fuhte. (Dörchläucht. Kap. 12.)*

Überall klingt durch ſeine Werke hindurch eine tiefe Ehrfurcht vor Gott, eine demütige und zugleich erhebende Beugung vor ſeiner Allmacht und vor ſeiner Güte, die ſich in den Wundern der Welt um unſ her offenbart. Nach dem ſchweren Sturm, den daſ Reuterſche Ehepaar auf ſeiner Reiſe nach Konſtantinopel überſtehen mußte, und den nachher die Perſonen der Dichtung gleichfalls erleben, heißt eſ hier: „ja, nu waſ de Gefohr vöräwer, Gottes Sün n ſtunn an den Hewen, un de grüht dat bange Miſchenhart un predigte von den Urquell von allen Gnaden.“ (Reiſ' n. Konſt., Kap. 10.) Der Blick auf die Majeltät deſ geſtirnten Himmels löſt auſ der Tiefe deſ ergriffenen Gemüteſ die fromme Betrachtung (Rein Hüfung 9):

„Herr Gott, du weiſt allein Beſcheid!
Da ſtahn's und gahn's in Ewigkeit,
Wat's gegen de en Miſchenlewen?
Da ſtahn's und gahn's in ehre Pracht
Dag oder Nacht;
Du leggt Din Hand mit Segen drup,
Un Stirn un Man un Sün n geht up;
Din Segen deiht de Welt regieren.“

Konrektor Apinuſ, der bei jedem Gewitter zu „Dörchläuchten“ inſ Schloß kommen muß, damit er ſeinem komiſch ängſtlichen Landeſherrn Mut und Troſt einſpreche, wird von dieſem einmal aufgefordert, näher heran und mit unter die zum Schuß gegen den Blitz getroffenen Vorrichtungen zu treten, und gefragt, ob er denn ſelber gar keine Furcht habe, und antwortet darauf ablehnend: „ne, Dörchläuchten, ic' ſtah hir ebensogaud in Gott's Hand aſ dor, un wat wi Miſchen utſinnen, iſ all dumm Tüg vör Gott Vör Gott aſ minen Richter fürcht ic' mi, denn ic' weit, ic' ward aſ en Hundsvott vör em

*) Vgl. Friſ Reuterſ Brief auſ Magdeburg vom 3. März (Friſ Reuter-Kalender 1907, S. 65): — „zwei herrliche Segenmittel dagegen, die mich biſ jezt nicht im Stiche gelaffen haben, ſie heiſen Arbeit und Gebet.“

bestahn; äwer vör Gott, as minen Vater, fürcht ick mi nich, denn hei weit, wat mi gaud is, un wenn hei mi mit en Dunnerslag ahn alle Krankheit tau sic raupen will, denn weit ick, dat hei dat in sinen Gnaden beslaten het, un ick dank em dorför.“ (Dörchl., Kap. 9.) Wie demütig klingt das, und zugleich wie vertrauensvoll! Demut und Vertrauen, das ist der eigentliche Inhalt jedes wahren Gottesglaubens, und Friß Reuter weiß ergreifend davon zu reden. Dem unglücklichen Mariken in „Rein Hüfung“ läßt er am frischen Grabe ihres Vaters die tröstenden Gedanken im Innern emporquellen (8):

„Vör Gott is Dod un Lewen glif;
Hei deckt up't Lewen blassen Dod
Un weckt ut Nacht dat Morgenroth.
Wer in em lewt, de nich verdarwt,
Un lewen deiht, de in em starwt.
Hei leggt de Ird in't Dobenkled
Un weckt sei up tau Frühjohrslewen;
Un leggt hei up di swores Led,
Ward hei di of en Frühjohr gewen,
Wo männig Blaum di wedder waßt,
Un wo Din Hart kann wedder gräunen,
Still Dine Klag' un lat dat Weinen!“

Vertrauend, bewundernd, hoffend sieht der Dichter auf zu seinem Gott. Ein rechter, echter Glaube erfüllt ihn ganz und gar. Aber er weiß auch, daß aus diesem Glauben hienieden niemals — um mit dem Apostel zu sprechen — ein Schauen werden kann, daß vielmehr für uns Menschen Gottes Wesen und Gottes Tun zuletzt in Rätseln endet, die wir nicht lösen können. Als der alte Jahn und Tante Lina durch die Adelsberger Grotten wandern, und von ihren Wundern immer tiefer ergriffen werden, da heißt es (Reis' n. Konst., Kap. 6): „De Führer bröchte sei wider, von Höhlen tau Höhlen, un ümmer reiner un ümmer heller würden de Säulen un Pilers, de Wänn' un dat Gestein, 't was, as wenn de Minsch sic in de düstern, unergründlichen Fragen von dat Wesen in Lewen un Religion stört't; hei arbeit't mit Maud un mit Kraft sic wider, 't ward of ümmer heller üm em, de Pilers von sinen Globen stahn reiner un dichter, üwer dat Enn' find't hei nich.“

Doch nicht zum Anmut oder gar zum Zweifel stimmt ihn diese Erkenntnis vom Stückwerk unsers Wissens und Weissagens, worauf ja schon der Apostel Paulus eindringlich uns verwiesen hat (1. Kor. 13, 9), sondern zu nur noch festerem und innigerem Gottvertrauen. Auch die schwersten Prüfungen und die bittersten Nöte, die uns armseligen Menschenkindern auferlegt werden, und die er selbst bis auf die Hefe hatte durchkosten müssen, machen ihn nicht irre. Vielmehr erblickt er überall den Faden, an dem unser Gott die menschlichen Geschicke leitet, und dessen Ende er selbst in Händen hat (Stromtid, Kap. 4). Was die fromme Alte in dem ergreifenden Liede „Großmutter, hei is dod“, zu ihrer Entelin tröstend spricht (Nachlaß I, S. 230):

„Wat kamen Kind, wat kamen kann;
Siggt M'n's in Gottes Hand!“

das klingt wie sein eigenstes Bekenntnis, durch seines Lebens Erfahrungen ihm bewahrheitet. In dieser Gewißheit schrieb er an Pastor Pierow (Reliquien, S. 127): „Der liebe Gott hat es gut mit mir im Sinne gehabt, und ich danke ihm durch völlige Zufriedenheit mit meinem Lose.“ Und als er mit seiner über alles geliebten Louise in Berlin die Hausvogtei, in der er einst ganz besonders böse Leibes- und Seelenqualen durchlebt hatte, wiedersah, da sprach er zu ihr (Festungstid, Kap. 12): „Min leiw Döchtling, Einer fall Gott vör allens danken. — Wenn ic hir nich seten hadd, wer weit, wat ic Di denn kregen hadd.“ „Wenn en Minsch,“ sagt er an anderer Stelle (Festungstid, Kap. 14), „blot von unsen Herrgott afhängt un von dat, wat de uns schickt, denn möt hei sic bescheiden, wat em drapen deiht, un wenn hei en framen Sinn hett, denn ward hei seggen möten: wat de mi schickt, dat is gaud.“ Darum soll der Dulder nicht verzagen, sondern auf Gott die Hoffnung setzen!

„Verlet em Minschenmacht hinedden,
Un' Herrgott, de verlett em nich!
Un' Herrgott hett vel dusend Hänn',
Mit de hei kann en Unglück wenn'n;
Paßt Fründschaft nich in sinen Plan,
Dücht Minschenleiw em nich wat nütt,
Denn ward dat mit de Bosheit gahn,
De äwer't Mal [Ziel] henäwer schütt.“

(Hanne Nüte 25.)

Zum Aussharren in der Trübsal kann uns die Erfahrung ermutigen, daß wir manches Mal die Kraft empfangen, ein Übel durch eigene Anstrengung zu bestiegen, und dadurch innerlich gefördert zu werden. „Ut 'ne deipe Truer, de uns' Herrgott schickt hett, arbeit' t sich 'ne Seel woll wedder 'rute, as en Minsch, äwer den de Bülgen von de wide, ewige See tausamslagen sünd; hei möt mächtig raudern, äwer kümmt hei an't Auwer, denn steiht hei reiner un kühler dor un süht sich rüstig nah nige Arbeit üm.“ (Stromtid, Kap. 10.) Das Leiden reinigt die Seele. Aber während es uns schwer aufliegt, hat Gott schon Anstalt getroffen, daß neues Glück wiederum uns blühen muß. „Ja, wenn wi 't man ümmer wüßten, wenn wi trurig sünd, dat tau de sülwige Stunn' up en unbekanntes Flag uns von unsichtbore Hand de Disch tau en Fest deckt un mit Blaumen bekränst ward, denn würd' sich uns' Lewen mihr utglücken un sachter henfleiten.“ (Reis' n. Konst., Kap. 4.)

Nichts, gar nichts macht unsern Dichter in seinem festen Glauben an die liebende Fürsorge unsers Gottes irre. Auch nicht die uns oft ängstigende Frage, ob Glück und Unglück, Freude und Leid denn wirklich gerecht auf Erden verteilt seien. Er selbst hatte sieben Jahre schuldlos gelitten, und oft in dieser Zeit schlimme Qualen des Leibes und der Seele erdulden müssen. Niemals aber hat er deswegen wider die göttliche Leitung gemurrt. Dagegen mißbilligt er scharf die törichte Art der Menschen, welche kurzsichtig und leichtsinnig sich der Weisheit des Höchsten nicht fügen wollen, und oft das, was eigentlich ihr Glück ist, für ein Unglück, wie umgekehrt das Unglück für ihr Glück zu halten geneigt sind. „De Dag schient äwer Jeden“, so schreibt er, „un de Nacht kümmt äwer Jeden; dor is kein Annerscheid. Awer is 't mit Freud un Leid ebenso? Sünd de ebenso gerecht utdeilt? — Ja mein' doch! Den Herrn sine Hand rekt sich äwer Jeden, un ut sine Hand föllt Glück un Unglück, Trost un Bangen in'n Glicken äwer de Welt, un Jeder hett sin Deil doran; äwer de Minschen sünd nich dornah, sei willen dat Unglück in Glück verführen, un dat Glück seihn sei för Unglück an, den Trostbeker schuwen sei von sich, as wir ehr Gall inschenkt, un dat Bangen lachen sei sich weg.“ (Stromtid, Kap. 27.) Ohne Besserwissen und ohne Zweifel Gott zu aller Zeit zu vertrauen,

das schärft Fritz Reuter auch wohl einmal in scherzenden Worten uns ein. So sagt in Schurr-Murr (No. 1) der alte Onkel zu seinem jungen Neffen: „Uwerrascht uns uns' Herrgott mal bi Winterstid mit warm, weiß Weder, oder bi Sommerdagen mit en kollen, sturren Nordostwind, denn frigen Ji Hören den Snuppen, un wi Ollen verküllen uns bet up den Dod. Doch dat deiht uns' Herrgott, un hei weit, wotau dat gaud is.“ Vertraue nur, die Hülfe kommt gewiß, wenn du dich ihrer wert erweistest! Das lesen wir in der Stromtid (Kap. 33) in folgenden Worten: „wenn denn uns' Herrgott süht, dat so'n Hart wacker striden deiht gegen dat Unglück un dornah tracht't, trotzdem Gauds tau wirken un tau schaffen, denn helpt hei wider, un hei schickt männigen Taufall tau Hülp, an den keiner dacht hett. Taufall nennen dat de Minschen; äwer wenn Einer richtig tau-süht, denn is dat 'ne Folg von vele annere Folgen, von de de eigentliche Ursat uns blot verborgen is.“ Wie freundlich der Vater im Himmel seiner armen Erdenkinder gedenkt, zeigt er einmal an seinem eigenen Beispiel. „Uns' Herrgott habd för gaud inseihn, in de lezten Dagen von den Februwort mit minen Heil-Christ [Weihnachtsgeschenk] tau bescheren,“ so erzählt er in der „Festungstid“ (Kap. 2) „de tau Wihnachten utblewen was — denn dat möt keiner glöwen, dat hei man blot Wihnachter-Abend beschert, hei beschert dat ganze Johr dörch, un en Heil-Christ kann alle Dag' kamen, un dat Kind-Jes, wat em bringt, süht ball so un ball so ut.“

Was Paul Gerhardt körnig nnd innig in die schönen Worte gefaßt hat: „Gott stüt im Regimente und führet alles wohl“, das ist der Grundton des Fritz Reuter'schen Glaubens, der rein und voll aus seinen Werken uns entgegenklingt. Aber sein Gott ist doch nicht etwa ein gutmütig-schwacher Menschenvater, der Torheit und Sünde straflos hingehen läßt, ohne sie zu rächen. Wir hörten vorher schon Konrektor Apinus sich vor ihm als seinem strengen Richter fürchten. Und in „Hanne Nüte“ wird einmal ein schweres Gewitter zum Symbol des göttlichen Zornes (S. N. 11):

„Uns' Herrgott red't sin zornig Würd'
Mit Dunnerstimm un schriwot sin Teiken
Mit fürig schriwot up Fels un Eiken.“

In großen Momenten der Geschichte, heißt's (Stromtid, Kap. 33): „sitt uns' Herrgott in den Hewen un sicht' de gauden Minschen von de slichten, dat Jedwerein sei düdlich unnerscheiden kann; de gauden behölt hei bi sid in't Säw [Sieb], dat hei sine Freud' doran hett, un dat sei Frucht dragen sälen, de slichten fallen unner dörch mit Dresp un Trens' un Radel [Unkräuter], dat sünd ehre ungerechten Wünsch', ehre snöden Affsichten, ehre slichten Gefinnungen, un wenn sei utsei't warden, dat sei Frucht dragen sälen, denn sleiht dat Unkrut mit ehr tau Höcht, un vör de Welt is't frilich en stolz Bläuben, äwer wenn de Lust kümmt, un de Seiß [Sense] dörch dat Feld geiht, denn föllt ehr Kurn licht up de Haken [an der Sense], un de Herr wenn't sid af von dit Feld, denn dat steiht schrewen: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ — Weil es Reuter so ernst um das göttliche Gericht war, konnte er sich mit der von Menschen verhängten Todesstrafe nicht befreunden. „Ich hew't mindag“, schreibt er (Franzoesentid, Kap. 17), nich äwer't Hart bringen künnt, en armen Süner up den letzten Gang tau besiken un tautaufseihn, wo ein Süner den annern von menschlichen Gerichtswegen vörlig vör dat Gericht un unsen Herrgott bringt.“

Ist es zuviel behauptet, wenn man sagt, daß in Frix Reuters Werken — und gleicherweise in seinem Leben — sich echte Religion, die ebenso einfach wie tief ist, überall kundgebe?

Aber eine andere Frage ist die, ob diese seine Religion auch wirklich christliche Religion zu heißen verdient? Die Orthodogie und der Pietismus werden das wahrscheinlich verneinen. Denn ihre Dogmatik und ihre Schlagwörter finden sich bei unserm Dichter nicht. Gottes Gnade macht er nicht abhängig von einem blutigen Opfer, nirgends bekennt er sich zur Trinität und zur Gottheit Christi, und den Namen des Erlösers trägt er nicht auf den Lippen. Alles pietistische Wesen mit der unaufhörlichen Predigt von der gänzlichen Verderbtheit der Natur und der Menschen ist ihm verhaßt. Ja, sein Präsig — und der ist doch gleichsam sein zweites Ich — weiß nicht recht, ob er auf den Namen eines Christen Anspruch machen könne, und lehnt auf dem Sterbelager die Herbeziehung eines Geistlichen rundweg ab, weil's ihm ohne den „bequemer“ sei. (Strom-

tid, am Schluß.) — Trotz alledem hat Reuters Religion in Wahrheit echt christlichen Charakter durch und durch. Gerade so wie Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege“ ein echt christliches Lied ist, obgleich auch in ihm die orthodoxe Dogmatik gar nicht zu Worte kommt. Matth. 7, 21 spricht Jesus Christ: „es werden nicht alle die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Wer an diesem Maßstabe unsers Dichters Leben und Werke mißt, der erkennt in ihm den Nachfolger Jesu, dem es heiliger Ernst mit dieser Nachfolge war. Und wer davon überzeugt ist, daß des Christentums eigentliches Wesen in dem Glauben an Gott als den Vater beschlossen ist, und wer dann diesen Glauben überall bei Fritz Reuter hervorleuchten sieht, der weiß, was er von seiner Religion zu denken hat. Ja, nicht nur in seinen Dichtungen, sondern erst recht in seinem Tun und Leiden ist dieser Mann ein Nachfolger Jesu gewesen. Ich meine natürlich nicht: ein tadelloser Mensch und vollkommener Christ. Wie weit würde er ein solches Urteil von sich gewiesen haben! Aber er war einer von denen, die mit dem Apostel sprechen: nicht daß ich vollkommen sei, „ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte“. (Phil. 3, 12.) Er strebte Jesus in dem nach, was der Meister von seinen Jüngern verlangt, daß sie wie er „sanftmütig und von Herzen demütig“ (Mt. 11, 29) seien. Ich weise noch einmal darauf hin, daß er durch die schweren Leiden der Gefangenschaft sich nicht verbittern ließ. Auch die Härte seines Vaters, die ihm schließlich noch empfindlichen Schaden zufügte, und die jahrelangen Mißerfolge bei der Suche nach einer Lebensstellung, haben das nicht vermocht. Als dann sein dichterisches Gestirn aufging, und immer glänzender am literarischen Himmel emporstieg, hat ihn dies unverhoffte Glück und sein steigender Ruhm nicht einen Augenblick mit Dünkel oder Hochmut erfüllt. Einer Dame, die ihn über Goethe zu stellen erklärte, kehrte er unwillig den Rücken. Und auf seinem Sterbebette fragte er seine tiefbewegte Gattin, ob sie wohl meine, daß seine Werke ihn überleben würden? „Es wäre doch so schön!“ fügte er hinzu. (Paul Warndt, a. a. O. S. 298.) Sanftmütig und von Herzen demütig! so blieb er bis zum Ende.

Ein ernster Christ, aber auch ein fröhlicher Christ! gemäß dem biblischen: „freuet euch in dem Herrn [d. h. eben als Christen] allewege, und abermal sage ich: freuet euch!“ (Phil. 4, 4.) Er hielt es mit Tante Line: „ich gehöre zu den Menschen, die da glauben, daß eine reine Freude uns unserm Herrgott ebenso nahe bringt, als ein tiefer Schmerz.“ (Reif' n. Konst., Kap. 7.) Eine liebliche Mädchenseele, die so recht nach seinem Herzen ist, schildert er in den Worten: „sei was kein von de Ort, de Gott gefällig tau sin glöwen, wenn sei nah Weihdag' janken un in Leiden swelgen, sei was en fröhlich Kind, un ehr Hart was fast un gesund, dor kunn ihrliche Tru un Gottvertrugen woll wassen“. (Ebd., Kap. 4.) Kunst und Natur erfreuten ihn in der Jugend wie im Alter. Wieder spricht Tante Line das aus: „För de Freud' an Braden un Rauken ward de Minsch mit de Wil tau olt, . . . für die Freude an schönem Menschenwerk und Gottes Herrlichkeit wird er nie zu alt“. (Ebd., Kap. 6.) Wie fromm und froh schildert er die beginnende Ernte in „Rein Hüfung“ (Kap. 4):

„De schönste Dag in't ganze Johr
Stiggt lising ruppe hell und klar;
Jakobidag, wenn Rogg' ward meiht,
Wenn Segen up de Feller steiht,
Un sünnenreines Gottes-Gold
Sich leggt up Wolk un Barg un Holt;
Wenn Gott de olle schöne Welt
Mit Glanz un Pracht umtunnen hölt,
Wenn hei sei fött so weik un warm
In sine true Vadersarm,
Mit Segen sine Hand drup leggt
Un, as den säwten Dag, ehr seggt,
Dat Allens up sin leitwe Trd
Recht gaud un tau sin Freuden wir.“

Es ist doch etwas köstliches um eine kindlich-innige schlichte Frömmigkeit! Wo sie uns entgegentritt, heimelt sie uns an wie ein Gruß aus jenen Jugendtagen, da Sonnenschein und Sonntagsglocken uns ein Paradies vor die Augen und in die Seele zauberten. Diese tiefreligiöse und zugleich die schöne Gotteswelt freudig umfassende Stimmung, die oft wortlos nur durch unwillkürliche Gebärden sich verrät, weiß Fritz Reuter zart und ergreifend zu

schildern. Als Louise Hawermann durch das unerwartete Erscheinen ihres im Stillen schon lange heißgeliebten Franz, dessen Braut sie nun wie durch ein traumhaftes Wunder ward, so hoch beglückt und tief erschüttert ist, daß sie weder Ruhe noch Schlaf finden kann, da geht sie hinab in den Garten „un wenn'te ehr Gesicht tau Höchten nah den Sünneupgang un folgte de Hänn' äwer de Post un sach in de Morgensünn herinne, as würd sei von feinen Glanz mihr blenn't; äwer de Thranen lepen ehr äwer de rosenroden Backen. — Recht, Lowisel! De Sünn is Gottes-Sünn, un dat Glück is Gottes-Glück, un schint dat uns mal hell und grell in dat Og', denn sünd Thranen dorför gaud, de breken den Strahl.“ (Stromtid, Kap. 45). In der „Franzosen-tid“ hat auch eine fromme Mädchengestalt des Dichters wie des Lesers ganze Sympathie. Es ist die brave und tapfere Müllers-tochter Fiken Voss, die ihres Waters guter Geist gewesen war, der ihn vor Sünde und Schande treu behütet hatte, und die zuletzt die selige Freude erlebt, ihn aus Gefangenschaft und Todesgefahr erlöst zu sehen. Da heißt's von ihr: „So lang' de Noth as 'ne düstere Nacht up ehr legen hadd, so lang' was sei still un ruhig, ahn sid links un rechts ümtaukfen, ehren Gang gahn, un blot dat Vertrugen up Gott hadd ehr as en schönen Stirn lücht't, nu, dor de Sünn upgahn was, stunn sei still, ehr Hart bläuhete as 'ne schöne Rosenblaum tau dat Licht in de Höcht, de frische Morgenwind spelte in ehre Bläder, dat sei sid ümkfen kunn nah rechts un nah links un nah rüggwärts un vörwärts, un de Morgendau föll an de Jrd.“ (Franzof., Kap. 17.) Was ist dieser Morgentau anders als das Dankopfer eines beseligten Herzens?

Echte Frömmigkeit ist himmlisches Licht auf den menschlichen Wegen, Liebe aber ist die Wärme, die dieses Licht zugleich von sich ausstrahlt. Beide sind unzertrennlich mit einander verbunden, der rechte Christenglaube und die heilige Christenliebe. Darum finden wir sie auch bei Fritz Reuter eng zusammen. Er sagt darum von Tante Line: „ehr warmes Hart was so kräftig un brav, dat em en frames Swelgen nich genäugen kunn, ehr Gefäuhl würd glif tau 'ne Dacht, de sei an Minschen äuwen müßt.“ (Rei' n. Konst., Kap. 13.) Edle und weitherzige Menschenliebe ist, wie sie den Dichter selbst erfüllte,

überall die treibende Kraft der Hauptpersonen in seinen bedeutendsten Werken.

„Ein jeglich Menschenhart is von unsen Herrgott nich für sich allein — ne, für alle Menschen maht,“ lesen wir in der „Festungslied“ (Kap. 25). Diesem Grundsatz hat Fritz Reuter sein Leben lang mit Wort und Tat sich treu erwiesen. Als er noch selbst ein Gefangener war, träumte er schon davon, später einmal zur Stärkung für andere, gleich ihm gequälte, sorgen und schaffen zu können.

„Und einen hohen Tempel will ich bauen,
Auf stolzen unsichtbaren Säulen ragend,
Die Kuppel zu dem Himmel tragend,
Und will von dorthin auf die Sterne schauen.
Und laden will ich alle Matten, Müden
In meines Tempels heiligen Ring und Kunde,
Will allen geben unverfälschte Kunde,
Will allen geben stillen Gottesfrieden.“

(Paul Warncke, a. a. O., S. 139.)

Es ist die Hoffnung, mit der er die Leidenden zu erquickern gedenkt: als er frei war, als er durch seine Arbeit sich Geld und Gut gewonnen hatte, da hat er sie mit tätiger Liebe erquickt. Für Verwandte und Fremde, für Arme und Leidende, im Frieden und im Kriege, in der Ferne und in der Nähe hat er gesorgt. Man lese darüber in der mit eingehender Kenntnis und liebevollstem Verständnis geschriebenen Biographie des Dichters, die uns Paul Warncke geschenkt hat. Was er erzählt, läßt uns das Herz warm werden.

Wie Fritz Reuter selbst, so hat, wie schon vorhin gesagt, auch den Hauptgestalten seiner Dichtungen, die mit dem echten Christenglauben untrennbar verbundene wahre Christenliebe, die nicht das Ihre sucht, den Stempel aufgedrückt. Darum erscheinen sie uns, auch wo sie einmal in seltsamem Aufzug sich zeigen, stets wohlthuend und sympathisch. Darum halten sie uns oft genug einen Spiegel vor, in dem wir unsere eigene Liebe mit Beschämung prüfen. Wie hoch über uns stehend erscheint uns da wohl ein armes Mädchen oder eine dürftige Frau aus dem Volke, die der Dichter lebenswahr und gewiß nach dem Leben gezeichnet hat! Und warum ist denn Zacharias Bräutigam, dieser

wundersame Mittelpunkt der ganzen Stromtid, dies Gemisch aus ernsthaftesten und urkomischsten Ingredienzien, eine so populäre und ansprechende Figur, so etwa das Prachtstück aus allen Reuterschen Werken geworden? Sein goldnes Herz, das im freundlichsten Gegensatz zu seinem äußeren ganz kuriosen Gebaren steht, seine Liebe und Aufopferung, die um so heller leuchten, je schnurrigere Kapriolen seine missingsche Sprache macht, seine Hilfsbereitschaft, die nie und nirgends versagt und dabei manchmal einen Anstrich bekommt, der zum Lachen reizt: dies Gebilde von unnachahmlicher Originalität gewinnt einem jeden das Herz ab, der Sinn für echten Humor besitzt. Stellen wir ihm zur Seite die von ihm und unter sich so gänzlich verschiedenen Figuren des alten, grundehrlichen und menschenfreundlichen Handelsjuden Moses, der Fiken Voss, der Madame Nüßler, Hawermanns, der kleinen Pastorin Behrens, der treuen Dürten, des alten Jahn und der Tante Line: bei allen ist eine auf dem Boden echter Religiosität erwachsene warme Menschenliebe der hervorstechendste Zug ihres Wesens.

Die ganz besondere Art der Liebe, die zwischen Mann und Weib, kommt bei Reuter ebenfalls zu ihrem Rechte, wenn sie auch in seinen Dichtungen nicht die hauptsächlichste Rolle spielt. Er weiß, daß auch sie etwas hohes und herrliches ist; durch sie hatte er ja die gefunden und für sein Leben mit sich verbunden, die ihn als guter Engel bis zum letzten Augenblick segnend begleitete. Er weiß, daß auch diese Liebe von Gott stammt, und er hat dem treffenden Ausdruck gegeben. „De Leiw,“ so schreibt er, „is vull Eignsucht un kennt keine Rücksicht vör annere, seggen de Lüd', un 't is of wohr: sei is 'ne Welt för sich un geiht ehren eigenen Gang, as wenn ehr nicks anners kümmern deiht; stammt sei äwer von Gott, denn is ehr de Gang nah ewigen Gesetzen vörschrewen, dat sei nicks ut de Richt bringt, nareds anstött un de annern Welten mit ehr säutes, mildes Licht anstrahlt, as de Abendstirn, wenn hei Rauh in de franken Harten gütt.“ (Stromtid, Kap. 24). An anderer Stelle heißt's: „un' Herrgott mag ja woll weck Minschenfaden so tausam knüppt hewwen, dat sei neben einanner her lopen, sich hir up de Jrd verslingen un hir nich von einanner löst warden können.“ (Stromtid, Kap. 4.) Während tritt diese heilige Macht, die zwei Herzen außs festeste

verbindet, uns entgegen bei der armen Magd, deren Geschichte wir im „Schurr-Murr“ (Nro. 2) lesen. „Ach, Herr,“ klagt sie, „an so'n Frühjorsdag bün ic mal glücklich west un blew't ein Johr! Ach, Herr, an so'n Frühjorsdag bün ic mal unglücklich worden un blew't säben un dörtig Johr!“ So lange hatte sie, und immer vergeblich, auf ihres Liebsten Rückkehr aus dem furchtbaren Kriege gehofft. Und dann fährt der Erzähler fort: „Thränen strömten aus den Augen des alten treuen Mädchens . . . heilige Schätze, für gewöhnlich bedeckt mit dem bestäubten Schleier der Alltäglichkeit und nur an Festtagen der Menschheit gezeigt von dem Vertrauen, der Hand Gottes, die da wirkt unsichtbare, unzerreißbare Fäden von Menschenherzen zu Menschenherzen und die Seelen an den durch alle Ewigkeiten leuchtenden Reif fesselt, an den der Name „Menschheit“ als endliches, unverrückbares Ziel gehängt ist.“

Auch der edelsten Menschenliebe, und zugleich der schwersten, der Liebe zum Feinde, hat Fritz Reuter ein schönes Denkmal, zugleich ein Ehrenzeichen für sein Deutsches Volk, gesetzt. „Unf Herrgott,“ sagt er in der „Franzosenlid“ (Kap. 11), „hadd den Franzosen in den russischen Winter de goldschintige Snafenhut affströpt . . . Keiner wull de Hand upböhren gegen den Mann, de von Gott slagen was, dat Mitleb let vergeten, wat hei verschuld't hadd.“ Daß überhaupt die Hand Gottes, wenn sie die Menschen mit Schicksalsschlägen heimsucht, die sonst fremd oder gar feindlich einander gegenüberstehenden in Liebe zusammenbringt, drückt der Dichter mit den schönen Worten aus: „De Dod un dat Hartleb maft allens glif, de Wörnemen bögen sic unner Gottes Hand, wil dat sei weiten, dat sei vör em nicß sünd, un de Niedrigen richten sic up, wil dat sei weiten, dat dat Mitleb, wat in ehr redt, von Gott stammt.“ (Stromtid, Kap. 9.)

Ernst und doch fröhlich, schlicht und doch tief: so war Fritz Reuters Christentum. Frei auch zugleich, frei von den Fesseln der alten Dogmatik und des Buchstabenglaubens. Vielleicht ist diese Freiheit ihm als Erbteil von seiner Mutter her schon in die kindliche Seele gelegt. Diese Mutter, die er nur zu früh verlor, war ebenfalls eine herzensfromme Frau, laß aber gern die Schriften des Philosophen auf dem römischen Kaiserthron,

Mark Aurels, und ähnliche Werke, die sich mit orthodoxem Wesen schlecht vertragen. Auch herrschte, als unser Dichter ein Knabe und Jüngling war, in seinem Vaterlande schwerlich schon die jetzt seit Jahrzehnten dort allmächtige lutherische Rechtgläubigkeit. Auf dem ersten Deutschen Protestantentage 1865 in Eisenach hat Fritz Reuter in der dortigen Nikolaikirche, wo die Verhandlungen stattfanden, ebenfalls seine Stimme erhoben, um über den dumpfen geistlichen Druck, der auf seinen Landsleuten liege, zu klagen. Er betrauerte das immermehr schwindende Vertrauen der Gemeinden gegen ihre Pastoren, und fügte hinzu: vor einem Menschenalter sei die Stellung der Geistlichkeit zum Volke dort ganz anders gewesen, ein einfaches, patriarchalisches Verhältnis; die Pastoren, aus dem Volke stammend, hätten mit dem Volke gelebt und gefühlt. — Da wird denn auch wohl ihre Orthodoxie nicht so bleiern und tot sich auf die warmen Herzen gelegt und das religiöse Leben erkaltet oder gar erstickt haben, wie das heute leider so vielfach weit und breit der Fall ist. Jedenfalls ist das Christentum unsers Dichters nicht durch verkümmerte Dogmen geschädigt, und sein ihm angeborener Freisinn nicht durch kirchlichen Zwang in Nihilismus verwandelt worden. Wie leicht hätte dies aber auch ihm, wie so vielen andern seiner Zeitgenossen, passieren können, wenn das in seinem späteren Alter ihm entgegentretende engherzige pietistisch-orthodoxe Kirchentum schon seine Jugend zu knebeln versucht hätte. Dies war ihm nicht nur unsympathisch, er hat es auch mit Spott und mit Zorn gegeißelt. Hatte er doch schon während seiner Gefangenschaft traurige Erfahrungen mit einem offiziellen Seelenhirten gemacht „de uns 'ne Homilie up den Waschböhn lesen wull“, und der weiter für die Trostbedürftigen keine Zeit zu haben erklärte. (Festungstid, Kap. 11.) Späterhin tränkte es sein religiöses Empfinden, daß die neumodisch-buchstabengläubigen Geistlichen so wenig Rücksicht auf das wahrhaft Erbauliche nahmen, daß sie z. B. bei Trauungen auch jene Bibelstellen verlasen, die das Zartgefühl der Bräute verletzen mußten. „Jä glöw,“ schreibt er darüber (Stromtid, Kap. 41), „wenn un' Herr Christus wedder upstünn, hei würd sid wedder äwer de Unschuld von de Rinner erbarmen un würd Männigein ut sinen Tempel driwen.“ Geringen Respekt hatte er vor denen,

die daß geistliche Amt halb mechanisch und halb als mehr oder weniger lohnendes Geschäft verwalteten. Er erzählt spottend (Franzosenid, Kap. 21) die seitdem mit Variationen öfter wiederkehrende Geschichte von dem Pastor mit den drei Traureden. „De Herr Pastur höll sin Trured, sine beste; hei wüßt von de Ort drei, un ein gung ümmer äwer de anner, un dornah richt'te sid of de Prits. De von de Kron was de schönste un düerste, sei kost'te einen Dahler sößtein Gröschén; denn kam de von den Hirsch, kost'te einen Dahler, un taulezt kam de von „ein jämmerlich erbärmlich Ding“, de kost'te man acht Gröschén un was för den lütten Mann.“ Wie amüsant aber ist seine zugleich recht scharfe Geißelung der aufgeblasenen und heuchlerischen Frömmerei mancher kirchlichen Würdenträger und ihres Anhanges! Beim Sperlingspaar (Hanne Nüte 11) ist Sauffest. Der Konfistorialrat selbst — der Truthahn — will diese Feier durch seine Gegenwart und den Vollzug der amtlichen Handlung verherrlichen. In seinem Gefolge kommt die Gans. Es erscheint:

„Wat upgepußt, utwärts de Bein,
Demäudig fram un glatt dat Hor,
De Kunsterjahrath süßst in eigene Person,
Den süs de Lüß für Ruhnhahn schellen.
Linksch geht bi em de Gaus un ward vertellen
Von ehr Verdeinst um inn're Mission
Un tickt denn af un an so fram tau Höcht,
Wat woll Hochwürden dortau seggt;
De is dormit denn sühr taufreden.
Un as se beid so gahn tausam,
Lett't ehr von vörn gefährlich fram.
Von achter mag't ehr nich so kleden,
Denn Kanter Hahn, de achter geht,
Süht, wo Fru Gaus mit't leuwe Achterbeil
Gefährlich affektieren deißt,
Un wo de Ruhnhahn in sin fram Gefäuhl
Stolz Rad up Rad von achter sleißt,
De Kanter Hahn, en Mann von Welterfohrung,
Seggt still tau sid: Wat kummert't mi?
De Spruch de gelt: Mundus vult decipi!
Na, denn man tau! De Hauptfat bliwot de Nohrung!“

Doch hat nicht etwa Reuter den geistlichen Stand verachtet, oder gar in Mißkredit zu bringen gewünscht. Davon ist er weit

entfernt. Er kannte manchen Pastor, den er herzlich lieb hatte, und manchen, den er hoch verehrte. Schon auf der Festung war ihm auch ein solcher begegnet. Dessen Worte hatten tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen. „Ein Red', schreibt er, klingt mi noch in mine Uhren, un id will hoffen, dat sei mi bet an min Enn' in'n Harten klingen ward.“ (Fest., Kap. 11.) Er wußte auch, daß bei manchem Geistlichen unter dem angenommenen offiziellen Modestleide des die Welt verdammenden Pietismus doch ein weltoffenes Herz zurückgeblieben war, das an Gottes schöner Natur und an der menschlichen geselligen Lust seine ebenso heimliche wie helle Freude sich bewahrt hatte. Einen solchen schildert er in „Hanne Nüte“ auf gutmütige und schalkhaft-neckende Art. Johann Snut, der als Schmiedegeselle auf die Wanderung gehen will, besucht seinen alten Seelsorger zum Abschied, muß mit ihm ein Glas Wein trinken, und erlebt dann, daß der geistliche Herr immer begeisterter von seiner Studienzeit in Jena erzählt, und endlich ein frohes Zechlied zu singen beginnt. Entsetzt kommt die um den guten Ruf ihres Gatten besorgte Frau Pastorin aus dem Hause:

„Ich weiß nicht, Vater, wie Du bist,
Wie man so weltlich singen kann!
Wie kannst Du so ein Beispiel geben?“ —
„Ja, sol Ja, sol Mein Kind, mir ist
Das heit're junge Frühling'sleben,
Der Wein und die Erinnerungen
An Zeiten, wo dies Lied wir sungen,
Ein Bißchen in den Kopf gestiegen.
Doch Du hast Recht! — Mein lieber Sohn,
Laß Dich von Thorheit nicht betrügen!
Es ist auf Erden alles eitel,
Das sagt schon König Salomon;
Und von der Sohle bis zum Scheitel
Sind wir der Thorheit preisgegeben.
Nimm vor der Thorheit Dich in Acht!

— — — — —
— — — — —
Sieh um Dich, Sohn! Die ganze Kreatur
Ist in der Sünde tief versunken
Und seit dem ersten Sündenfall
Hat sie zum Himmel 'rauf gestunken. —
Halt mal! War das die Nachtigall? —

Wahrhaftig, ja! Bleib doch mal stehn!
Ja, ja, sie ist's. — Wie wunderschön! —
Ja, ja, verderbt ist die Natur
Und liegt in Höllen-Sündenbanden,
Und durch die Lust der Kreatur
Macht uns der Böse all zu Schanden,
Darum, mein Sohn . . . — Ei, ei, da ist sie wieder! —
Wie legen sich die Nachtigallenlieder
So trostvoll doch ans Menschenherz!
Als wenn sie mit der Sehnsucht Klängen
Vom Himmel zu uns nieder drängen,
Zu ziehn die Seele himmelwärts,
So süß-gewaltig ist ihr Ton! —
Nun, nun, Du reisest morgen schon —
Wir sprachen eben von der Sünde —
Nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn!
Ich sag' Dir später meine Gründe
Für die Verderbtheit der Natur.“
„Na, denn adjüs of, Herr Pastur!“ —
Un Hanne geiht, doch as hei sid
Rechtsch in de Strat will rümmer wenn'n
Röppt em de Herr Pastur taurügg,
Leggt an den Mund de beiden Hänn'
Un röppt em tau: „Ein Wurt noch, Sähn! —
Ich würde doch nach Jena gehn!“ (Hanne Nüte 4.)

In der „Stromtid“ zeichnet Reuter mit Ehrerbietung und Liebe den alten Pastor Behrens (Kap. 11), sicher ebenfalls nach lebendigem Modell.*) Er war „vel öller worden in sin Utsehn, äwer sine Bost was kräftig, sine Gedanken wiren flor, un ut sine Würd' redte en mildeß, nahsichtiges Gemäuth, un uterdem is dat gewiß, dat dat Oller keinen Stand weniger schaden deiht, as den Preisterstand, wenn de Mann, de in em steiht, em rechtschaffen verwacht hett. De Gemein hürt nich blot up sine Würd', sei süht of up sinen langen, trugen, ihrenvollen Lewenslopp, un för dat, wat hei seggt, steiht hei för ehr as en Bispill dor.“

Fritz Reuters wahrhaft frommem Gemüt waren alle bloß angelernten leeren Formen des religiösen Lebens zuwider. „Wie

*) G. Raab, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken, 1895, S. 19 f., findet dasselbe im Schwiegervater Reuters, dem alten Pastor Runke. Sehr wahrscheinlich!

manchem frommen Gemüte,“ lesen wir (in Schurr-Murr 5), „ist in der öden Leere einer kindischen Gebetsplapperei, jener albernen Komplimente, die blasierte Eltern durch die Unschuld des Kindes an den lieben Herrgott höflichst bestellen lassen, jeder Ruf von oben verhallt, der die Welt durchhallen sollte für und für!“ Mißbilligt er hier aufs schärfste das gedankenlose Beten, so stellt er ein wahrhaftiges Gebet auf hohen Preis. In der „Stromtid“ (Kap. 1) schildert er verständnisvoll den Zustand eines Menschen, den ein großes Leid betraf, und der sich infolgedessen von der Erde ab und betend nach oben wendet: „denn ward den Minschen woll so tau Maud, as wenn de Vägel nich mihr för em singen, de Blaumen nich mihr för em rüfen, un de leitwe Sün n nich mihr för em schint, un wenn dat arme Hart noch ümmer furt fleiht, denn recht hei sine Hand woll äwer Vägel un Blaumen un äwer de goldene Sün höger rup nah en Tröster, vör den dese Irdenfreuden nich bestahn sälen, vör den äwer mal dat Minschenhart bestahn fall. — So satt Hawermann vör sinen Herrgott dor, un sine Hänn' wiren folgt, un sine brawen blagen Ogen kafen nah Baven, un in ehr speigelte sich noch en schönern Schin, as von Gottes Sün.“ Von dem treuen alten Mädchen im Hause des Konrektors Apinus sagt er einmal: „wenn äwer Einer hadd in den Düstern seihn kunnt un hadd in Dürten Holzen ehre Glapfamer rinne seihn, denn hadd hei gewohr worden, dat sei sachten inslapan was, de Hänn' in enanner folgt.“ Und er fährt fort: „blot unschüllige Rinnerhänn' un flitige Arbeits-Hänn', de rein sünd von unrecht Gaud un unrecht Dauhn, dragen dat Abendgebett in den stillen, seligen Drom heräwer.“ (Dörchl., Kap. 4.) — Als Uxel von Rambow, der leichtsinnige, überschuldete Gutsbesitzer, in völliger Verzweiflung auf Selbstmord sinnt, und sein Haus verlassen will, betet er noch einmal an der Tür seiner geliebten Gattin und seines Kindes. „Hei föll up den Süll vör de Dör dal, un de heiten Thranen stört' ten em ut de Ogen, un dese Thranen, dit heite Gebett tau Gott känen em redd't hewwen — wi warden't jo seihn — denn un' Herrgott hölt uns an en lisen un unsichtboren Faden.“ (Stromtid, Kap. 46.) Zartfühlend, fein sind die Worte, in denen Bräsig der Pastorin Behrens seine Ansicht vom Gebet auseinandersetzt: „Sehen Sie, ich glaub', Hawermann

hat sich en bischen mit unsern Herrgott zu besprechen und Lowise wird ihm woll dabei helfen, und das ist auch gut, aber auch genug; denn Frau Pasturin — als Pasturin müssen Sie das wissen — unser Herr Gott ist ein eifersüchtiger Gott, und wenn er sich mit einer dankbaren Seele bespricht, denn leid't er nicht, daß andere Frauenzimmer da mang rein reden, sondern zieht sich zurück, und wo früher der heilige Schein Gottes gegläntzt hat, da stellt sich denn die menschliche Erbärmlichkeit wieder ein.“ (Stromtid, Kap. 40.)

Wie dem Gebet, so zollt auch der Bibel Friß Reuter höchste Ehrerbietung.

„De hellig Schrift is, richtig lesen,
Sic un'n Jug einzigst Stütt un Staf.“

Dies schöne Wort finden wir in „Rein Hüfung“ (7). Und in der „Festungstid“ (Kap. 12) heißt's: „'Ne Bibel in en Gefängnis is 'ne schöne, minschenfründliche Sat, un de Mann, de taurist dorför sorgt hett, hört tau jenne uterwählten Minschen, de nich allein dat swache Minschenhart, ne, of unsern Herrgott sine allbarmherzige Affichten richtig verstahn hewwen.“ Zwar in Berlin, bei der schmählichen Behandlung in der Hausvogtei, wollte er von der Bibel nichts wissen. „Mäglich, schreibt er darüber, dat mi einer von de sogenannten F r a m e n deswegen verachten deiht, dat id dat Bibelbauk taurigg smeten heww, id kann ehr äwer de Versicherung gewen, dat en helles, frisches Gottvertruen ahn Bibellefen un Beden äwer mi kamen was, un taum Preis un Ruhm von unsern Herrgott will id't hir seggen: „„Dat hett mi nich bedragen!““ Seine Verehrung des heiligen Buches blieb ungeschwächt während des ganzen Lebens. Allerdings predigte die Bibel auch ihm auf jedem Blatte das Entfagen! Indessen er fügt gleich hinzu — wieder Tante Line spricht das aus (in der Reif' nach Konst. Kap., 12) — „nahsten heww id äwer funnen, dat för dit „Entfagen“ uns en groten Trost baden ward. — Gottes Weg' sünd wunderbarlich, wi können sei nich begripen, äwer sei führen den Minschen, de 't ihrlich meint, taulegt doch tau'n selig Enn'.““

Der Zauber, mit dem die Reuterschen Dichtungen uns in ihren Bannkreis fesseln, liegt in mancherlei Eigenschaften der-

selben verborgen, und nicht zum wenigsten in ihrer Durchdrungenheit von reiner, klarer, warmer Frömmigkeit. Alle ihre lebenswahren und lebensfrohen Gestalten gewinnen dadurch etwas, ich möchte sagen, Solides, Verehrungswürdiges und zugleich Unheimelndes. Welch ein freundliches Bild erhält man von einem einfachen Kinde aus dem Volke, wenn es mit folgenden Worten charakterisiert wird: „wenn ehr des Abends of mal dat Hart swor west was von Sorgen un Sehnen, in de stille, düstere Nacht was de Engel an ehr Lager treden, un hadd ehr sachten de Dgen taudrückt un hadd frische Hoffnung in ehr Hart gaten, de ehr des Morgens ut de hellen Dgen lücht'te.“ (Dörchl., Kap. 8.) Der alte Jahn in den Abelsberger Grotten bekommt etwas Priesterliches in unsern Augen, wenn er dort sich wie in eine Kirche versetzt fühlt, „in 'ne Kirch, de uns' Herrgott sülwst bugt hett, un de Ordel schallte, dat was de Strom, de in den Ugrund herunner dunnerte.“ (Reis' nah Konst., Kap. 6.) Feines religiöses Gefühl offenbart Hawermann einmal in wortloser Handlung (Stromtid, Kap. 7): „Gegen hentau Nägen höll den Paster sin Jörn mit Hawermannen sinen Gleden vör de Dör, un de beiden Gäst säden Udjüs, un as Hawermann rute kamm, gung hei stillswigend an de beiden Pird ranne un namm ehr de Gledenflocken af, denn haben von den Kirchtorm herunner flüngen annere Klocken, de flüngen för de ganze wide Welt, un de Gledenflocken blot för de Landstraat.“ Konrektor Apinus aber gibt in jedem Jahre seiner Pfingstfreude und seinem Dank gegen Gott auf eigenartige Weise Ausdruck (Dörchl., Kap. 10): „Ach! 't is wat Schönes üm so'n Pingsstfest, wenn uns' Herrgott gnedig dorup dalkickt ut den blagen Hewen, un de grüne Jrd ut Gras un Krut un ut Low un Blaumen ehr Dankopfer tau em upstigen lett! För den Herrn Konrefter was dat en düblichen Wink, dat hei an so'n schönen Dag noch besonders danken müßt, un hei hadd dat so inricht't, dat hei alle Pingsstidagmorgen bi Sünneupgang mit sine Schäulers in dat Broda'sche Holt tog un unner de groten rumen Bäumen en geistlichen Morgengesang anstimmte, un denn trechte Olt un Jung em nah un stimmte mit in, un 't was en schönen Anfang von dat schöne Fest.“

Ebenso unerschütterlich wie Frig Reuters Gottvertrauen war, ebenso fest stand ihm auch der christliche Glaube an ein

Leben nach dem irdischen Tode, an ein Wiedersehen mit den hienieden Geliebten in einer andern, höheren Welt. In einer Zeit, da der Materialismus siegreich sein Haupt erhob, und die absolute Nichtigkeit alles Menschengeistes, auch des edelsten und schönsten, mit lauter Stimme predigte, hat unser Dichter den Glauben an den ewigen Wert und die Unvergänglichkeit der menschlichen Persönlichkeit hochgehalten und laut verkündigt. Auch heute noch ist dies sein offenes und freudiges Bekenntnis von Bedeutung. Denn der Zweifel an der Fortdauer der Menschenseele hat allmählich die weitesten Kreise, nicht nur der Gebildeten, sondern fast mehr noch der Halb- und Ungebildeten, durchsetzt. Und doch ist Religion ohne Unsterblichkeitsglauben nichts weiter als eine zwar ganz hübsche, aber genau genommen ziemlich wertlose und darum eigentlich überflüssige Dekoration des flüchtigen Erndendaseins. Reicht das Gottvertrauen nur bis zum Grabe, aber nicht drüber hinaus: wo soll es dann sein Recht und seine Wahrheit erweisen, die oft genug auf dieser Erde nicht zur Erscheinung kommen? Ein jeder muß doch auch selbst sich einmal durch Anschauung davon überzeugen, daß seine Kämpfe und seine Leiden, die ihm hier unten wenig oder gar keinen Erfolg brachten, dennoch nicht vergeblich waren. Das aber ist nur möglich, wenn nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern das Leben. Das ist nur möglich, wenn wir das abgeschlossene Erndendasein von einem höheren Standpunkte aus übersehen können, und dort die Fäden alle vor uns haben, aus denen sich das Gewebe unsers Schicksals zusammengesetzt hat. Erreichen wir diesen höheren Standpunkt nicht, kommen wir nie zum Schauen, nach dem Glauben hier unten: dann ist unser Glaube nicht mehr wert als der Unglaube der Gegner; denn für beide gibt es keinen schließlichen Beweis. Auch die Begeisterte für Tugend und Pflichterfüllung, für Wahrheit und Recht muß allmählich verschwinden, wenn der Glaube an Unsterblichkeit der Einzelpersönlichkeit ausgeschaltet wird. Denn sie fordern von uns Selbstüberwindung und Entfagung, einen fortwährenden Krieg gegen die eigene sinnliche Natur, und dieser ganze Kampf ist schließlich völlig nutzlos: denn wenn nach langen Jahren sich endlich der Sieg in der Ferne zeigt, dann kommt der Tod und vereitelt ihn auf brutale Weise. Wer würde sich

die schwere Arbeit angelegen sein lassen, ein Kind oder gar eine Reihe von Kindern mit Sorgfalt und Liebe und großer Geduld zu erziehen, wenn im voraus bestimmt wäre, daß alle Kinder sofort nach beendigter Erziehung sterben müßten, statt daß sie nun im Leben deren Früchte ernten sollten? Genau so unfruchtbar ist die Selbsterziehung des einzelnen, die auch im höchsten Alter noch unvollendet bleibt, wenn mit dem letzten Atemzuge die Mühe und die Erfolge langer Jahre ausgelöscht und für null und nichtig erklärt sind. Das einzig rationelle wäre bei dieser Lage der Dinge, daß wir weder ändern noch uns selbst zu den sonstigen Plagen des Lebens auch noch die der sittlichen Bildung hinzufügen. Vielmehr bliebe die beste Lebensweisheit die, welche schon vor Jahrtausenden von dem zweifel-süchtigen „Prediger“ des Alten Testaments empfohlen wurde: „es gibt nichts besseres unter den Menschen, als daß einer esse und trinke und sich gütlich tue bei seiner Mühsal.“ (Pred. 2, 24.)

Je weiter dieser trostlose Nichtigkeitsglaube um sich gegriffen hat, desto mehr sind alle Stimmen zu begrüßen, die wider ihn energisch sich aussprechen, und zu dem Glauben an Unsterblichkeit sich frei und gern bekennen. Und wenn einer von diesen noch außerdem ein so viel gelesener und geliebter und hoch angesehener Dichter wie Fritz Reuter ist, so haben wir im Interesse unseres deutschen Volkes allen Grund, ihm dafür von Herzen dankbar zu sein. Er aber hat aus seiner Überzeugung kein Hehl gemacht. Seine Meinung sagt uns Tante Line (in der Reif' nah Konst., Kap. 12): „Wir glauben an ein Wiedersehen unserer Geliebten in reinerer Gestalt.“ Ergreifend läßt er den sterbenden Vater in „Rein Hüfung“ (7) zu seinem tieferschütterten, von der Sündenlast gebeugten Kinde sprechen:

„Dedst du von sinen Weg of wiken,
Uns' Herrgott ward di woll vergewen;
Wi seihn uns wedder, leitw Mariken!
Wein' nich, min Kind! Folg mi de Hänn'
As du dat alle Abend dahn!
Is 't of mit dese Sünn tau Enn',
Uns ward 'ne anner Sünn upgahn.“

Im Lichte dieses Unsterblichkeitsglaubens gewinnt das Erdenleben ihm eine ganz besonders ernste Bedeutung: die Leiden und die Gewissensnot, die wir hienieden uns zuziehen und dann tragen müssen, sind dazu da, daß sie uns lehren, den Blick auf die andere, kommende Welt zu richten, und für dieselbe uns vorzubereiten. Dies wird dem durch seine Zornestat unstät und flüchtig gewordenen Verlobten jenes armen Mariken ans Herz gelegt (Rein Hüsung, 9):

„Un hett de Dirn Di nich vergeten,
Un bed't f' för Di mit truen Sinn,
Denn fall Di dat en Zeiken sin,
Dat Gott Di för de annere Welt
Noch an en losen Faden höllt.
Rit nich intwei! Rit nich intwei!
Un ward Din Lewen langes Weih,
Un mößt Du Not un Glend dragen,
Un hörst Du dörch de Frühjohrspracht
Un hörst Du dörch de Sommernacht
All äwerall 't Gewissen slagen,
Denn denk daran
Min Sähn Jehann,
Eins ward dat Glend von Di namen:
Wenn Du up't lehte Lager liggst
Un up den Herrn Din Hoffen richtst,
Denn fall Mariken tau Di kamen.“ —

In dem Geiste des vielgeprüften, ernstesten Hawermann läßt der Dichter den Glauben an das Leben nach dem Tode ganz besonders freundliche Blüten treiben. Als seine Frau, nach wenigen Jahren glücklichster Ehe, von ihm ganz in der Stille begraben wird, heißt es: „Dat Carl ward in de Gruft laten — ein stilles Waterunf' — 'ne Hand vull Jrd' — un dat Bild von dat, wat em förre Johren erquickt un tröst't, freu't un belewt hadd, was för sine Ogen verborgen, un wenn hei't wedder seihn wull, müßt hei sin Hart upslagen, as en Bauk, Bladd för Bladd, bet of dit mal eins tauflaten würd, un denn? — Ja, denn würd em dat leuwe Bild mal schön und herrlich wedder döer Ogen stahn.“ (Stromtid, Kap. 1.) Inzwischen weilen seine Gedanken oft bei der Entschlafenen in ihrer höheren Welt. „Als hei des Abends in't Bedd den Dag überdachte, kemen

em Gedanken, ob nich 'ne leiwe Stimm baben för em beden hadd, un ob nich 'ne leiwe Hand dat verwirrte Klugen [Knäuel] von sine Taufkunst glatt utenanner wickelt hadd, dat hei an en schiren Faden sin Lewen entlang gahn kunn.“ (Ebd. Kap. 3.) In ernst-vertraulicher Stunde, als er sein Herz einmal gegen Franz von Rambow aufschloß und auf seine Frau zu sprechen kommt, da meint er: „Mine gaude Fru! Uwer, wat segg ic? Sei süht hüt mihr, as ic, an ehr Kind, un sei deiht hüt mihr, as ic, för ehr Kind, un ehre Gedanken sünd höger as de blage Hewen, und ehre Freud' quellt reiner as de goldene Sün.“ (Ebd. Kap. 11.) Und, fährt der Dichter nachher fort: „von sin frisches Angesicht un ut sine hellen Ogen sproß so 'ne Sauerficht, of von Uperstahn, as ut de junge Roggenfaat, un dat allens glänzte in eine Sün von Leiw'.“

Adolf Wilbrandt sagt am Schluß seiner Lebensskizze Fritz Reuters, daß er sein Leben lang „am persönlichen Gott, am Fortleben im Jenseits mit unanfechtbarer Überzeugung festhielt“. (Sämtl. Werke Reuters, XIV, S. 96) Dasselbe bestätigt Paul Warnke (a. a. O. S. 302), und schreibt: „Hei was en framen Mann, hei drög sinen Herrgott fast in den Harten, un hei sturw in den fasten Globen an en selig Wedderseihn dor bawen.“ Nicht lange vor seinem Tode schrieb er an seinen liebsten Freund, Fritz Peters: „wie die Seligen dort oben mit einander in Friede und Freude verkehren, davon haben wir hier unten keinen Begriff, können nur zu Gott wünschen und hoffen, daß uns einmal eine ähnliche Statt bereitet werden möge.“ (Fritz Reuter-Kalender 1909, S. 74.)

An dem Sarge unsers Dichters hat der Gothaische General-superintendent Petersen, dessen dogmatischer Standpunkt sich durchaus nicht mit dem des Entschlafenen deckte, seine Frömmigkeit hervorgehoben, und dann die ebenso treffenden wie warmen Worte hinzugefügt: „Fritz Reuter — fromm! Ja! freilich nicht in dem Sinne, wie leider das gute deutsche Wort gemißbraucht wird zur Bezeichnung jener falschen Frömmigkeit, die man nur im Munde hat und auf den Lippen trägt, die man wie ein gleißend Gewand anzieht, um darin eine Rolle zu spielen. Vor solchem Zerrbild hatte der Vollendete in seiner Aufrichtigkeit den tiefsten Abscheu und zog sich gerade deshalb mit seinem

frommen Sinn in das innerste Heiligtum des Herzens zurück.“
(Paul Warnke, a. a. O.)*)

Weil dieses Mannes Dichtungen — deren künstlerischer Wert längst allgemein anerkannt ist — von dem Geiste seiner eigenen echten und warmen Frömmigkeit durchdrungen sind, weil nichts in ihnen sich findet, das nicht der sittlichen Reinheit Stempel trüge: darum sind sie für jeden frommen und freien Christenmenschen ein wertvolles Vermächtnis. Wir können sie ohne Bedenken in die Hände unserer erwachsenen Söhne und Töchter legen. Und so oft wir selber sie wieder in die Hand nehmen, erfüllt uns der Zauber ihrer wahrhaft edlen und vornehmen Gesinnung, und die wunderbar anmutende und ergreifende Darstellung, dieser urwüchsige, köstliche Humor, mit immer neuer Freude, und mit immer neuem Dank gegen ihren Verfasser, den liebevollen und liebenswerten Fritz Reuter.

*) Ein Wort des D. Krause, Redakteur der „Protest. Kirchenzeitung“, das er auf dem ersten Deutschen Protestantentage in Eisenach über Fritz Reuter sprach, lautete nach meiner Erinnerung etwa so: Fritz Reuter habe durch seine Schriften kräftiger gepredigt und mehr gewirkt als mancher Pastor. Ein Brief von Frau Louise Reuter, der im Fritz Reuter-Kalender 1908 (S. 56) gedruckt ist, bestätigt mir die Richtigkeit meiner Erinnerung. Ich füge noch hinzu, daß dieser Ausspruch des hochangesehenen Theologen in der Versammlung lebhaften Widerhall fand.



**Eberhardi'sche
Hof- und Rats-Buchdruckerei
Wismar i. M.**

		R5H3
Hanne, J.		
Fritz Reuters religion.		

M101214

PT4848
R5H3

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

